



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein christliches Mohrenreich.

tionäre wissen am besten, woher wir unsere Missionsgaben bekommen haben. Aber es wird doch niemand glauben wollen, unsere Leistungen für die Missionen seien schon genügend, es brauche nun nichts mehr zu geschehen; das wäre ein sehr verhängnisvoller Irrtum. Darüber sind wir doch wohl alle einig: es muß, und es kann auch noch sehr viel mehr für die Missionen geschehen. Gestern Abend in der öffentlichen Missionsversammlung hat der zweite Herr Redner betont, der Missionsgedanke müsse in jede Familie hineingetragen werden und dort Erwachsene und Kinder erfassen. Ja, unser ganzes katholisches Volk muß bis auf den letzten Mann tief von seiner Missionspflicht durchdrungen werden; eher dürfen wir uns nach Gottes Willen nicht zufriedener geben.

Die Protestanten mit ihren Pastoren sind in diesem Punkte überaus rührig. Sie leisten, wie wir auch in diesen Tagen besonders von Herrn P. Schwager gehört haben, ganz Erstaunliches für ihre Mission. Bei ihnen sehen wir, was Organisation und Begeisterung vermag. Und auch draußen auf dem Missionsfelde selbst arbeiten die protestantischen Missionäre, soweit meine Erfahrung reicht, mit großem Eifer und gutem Erfolge.

Meine Herren, die Zeiten, wo Marichall in seinem Buche über die Missionen Licht und Schatten so vorteilhaft für unsere Missionen verteilen konnte, sind vorbei. Es ist ein ernster Wettkampf zwischen der protestantischen und katholischen Mission entbrannt. Ob wir in diesem Kampfe Sieger bleiben werden? Meine Herren, menschlich gesprochen jedenfalls nicht, wenn es nicht dazu kommt, daß der Missionsgedanke ein Gemeingut, eine wirkliche Herzenssache aller Katholiken wird.

Das wird aber nur dann möglich sein, wenn unser gesamtlicher Hochw. Klerus sich der Missionsfrage mit liebevollem Eifer annimmt. Omne bonum ex clero, muß es auch hier wieder heißen. Unser Klerus müßte der Missionsfrage sein ganzes Interesse zuwenden. Es müßte dahin kommen, daß sich jeder Priester stets lebendig vor Augen hält, daß die Missionsfrage auch ihn speziell verpflichtet. Und wenn er von dieser Pflicht tief durchdrungen ist, wenn er die Missionsfrage lieb gewonnen hat und tagtäglich dafür betet und nach Möglichkeit arbeitet, dann wird er auch bald die ihm anvertrauten Seelen in gleicher Weise dafür gewonnen haben. Nur dann, wenn unser Hochw. Klerus ein warmes Herz für die Missionsfrage hat und mit Liebe dafür wirkt, nur dann wird das ganze Missionswerk hier in der Heimat auf solidem Grund aufgebaut sein, und nur dann wird es auch Bestand haben.

Es wird wohl nicht gar so schwer sein, bei unserm guten katholischen Volk das Feuer der Missionsbegeisterung noch mehr zu entfachen; nur müßte dieses Feuer von den berufenen Führern auch stets unterhalten und genährt werden. Eine solche Arbeit ist auch Seelsorgearbeit im eigentlichen Sinne; das wurde hier in diesen Tagen öfters hervorgehoben. Der Segen Gottes, der von der Missionsarbeit hier in der Heimat auf die Heidenwelt ausgeht, wird wieder auf die Seelen in der Heimat zurückströmen und auch hier belebend wirken. Dieser lebendiger Glaube und großes Missionsinteresse werden immer Hand in Hand gehen.

Hochw. Herren, wir stehen ohne Zweifel am Beginn einer wichtigen Missionszeit. Daran wird auch der Weltkrieg nichts Wesentliches ändern können. Wir sehen allenthalben die Missionsbegeisterung durch das Wirken Gottes immer mehr heranwachsen und um sich greifen. Und unser jeeleneifriger Klerus scheint auch

immer fester entschlossen zu sein, in diese Bewegung fördernd einzugreifen und in ihr die Stelle einzunehmen, auf die der Wille Gottes ihn berufen hat. Wenn erst unsere Hochw. Herrn Geistlichen ohne Ausnahme ihre Führerstellung in der Missionsbewegung eingenommen haben, dann wird eine herrliche, eine außerordentlich segensreiche Zeit für die Missionen anbrechen.

Wir dürfen wohl annehmen, daß unser so überaus anregender missionswissenschaftlicher Kursus in Köln auf die Fürbitte der hl. drei Könige, der Erstlinge aus den Heiden, seinen bahnbrechenden Teil zu dieser Missionsbewegung beitragen wird.

Ein christliches Mohrenreich.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns von der langen Reise gebührend erholt hatten, brachen wir am 16. Oktober 1520 auf, um uns in Lager des Regus zu begeben. Kaum aber waren wir eine kurze Strecke geritten, als uns dessen Oberhofmeister, in der Landessprache Abengay genannt, mit der Meldung entgegenkam, sein Herr und Gebieter habe ihn beauftragt, uns zu empfangen und mit allem Nötigen zu versehen; wir möchten ihm also willig folgen.

Wir waren über diese Aufmerksamkeit des Regus nicht wenig erfreut und hofften, sein Oberhofmeister werde uns sogleich ins königliche Lager führen. Dieser aber schlug gerade die entgegengesetzte Richtung ein und erklärte, als wir ihm unsere Verwunderung darüber merken ließen, sein Gebieter komme an denselben Ort, wohin er uns jetzt führe. Plötzlich tauchte nicht weit von uns entfernt ein Trupp Reiter auf, der sich durch fortwährende Schwenkungen zu vergnügen schien. So oft sie uns näher kamen, sahen wir deutlich, daß sie ihr Gesicht unter einer Hülle verborgen hatten. Erst später hörten wir, daß sich der Regus oder Priester Johannes persönlich unter diesen Reitern befand. Er wollte auf diese Weise seine Begierde, uns zu sehen, befriedigen, ohne sich selbst unseren Blicken auszusetzen, was ihm nach der Landesitte nicht erlaubt war.

Nach einem Ritt von etwa drei Meilen kamen wir hinter einen Berg, wo ein Zelt für den Oberhofmeister aufgeschlagen war. Ein zweites stand daneben für uns; wir nahmen es auf seine Einladung hin sogleich in Besitz und wurden dort reichlich mit Speise und Trank versehen. Zugleich gab er uns aber den Rat, unsere Gerätschaften wohl bewachen zu lassen, weil dem Hoflager stets viele Diebe zu folgen pflegten. Einige Franken — so nennt man hier alle Europäer — hatten sich durch mancherlei Abenteuer auch in diese Gegend verirrt und waren inzwischen mit allen Verhältnissen hinreichend vertraut worden. Diese versicherten uns sogar, es ständen die erwähnten Diebe unter einem eigenen Hauptmann, der von dem geraubten Gut eine jährliche Abgabe an den königlichen Hof zu bezahlen hätte. Wie es unter solchen Umständen mit der Sicherheit des Landes stand, kann man sich denken.

Schon lagen wir drei Tage untätig und ohne weiter beachtet zu werden in dem uns angewiesenen Zelte, als plötzlich der Mönch, der uns früher als Führer und Begleiter gedient hatte, in atemloser Hast dahergelaufen kam und uns meldete, wir würden sofort an den königlichen Hof abgeholt werden. Wir ließen eilends die für den Priester Johannes bestimmten Geschenke aufladen und waren kaum mit dieser Arbeit fertig, als schon eine Menge Volkes zu Roß und zu Fuß erschien, um uns das Ehrengesicht zu geben.

Je mehr wir uns dem Lager des Regus näherten, desto mehr erstaunten wir über die ungeheure Menge von Zelten, die sich nach allen Himmelsgegenden hin wie eine große, volkreiche Stadt ausdehnten. Unter allen diesen Zelten ragte auf einem freien Platze eines von weißer Farbe hervor. Hier pflegte sich der Priester Johannes gewöhnlich aufzuhalten. Und daneben stand ein zweites großes Zelt von roter Farbe, das er nur bei gewissen festlichen Anlässen aufzuschlagen pflegt. Zum letzteren führten, etwa einen Steinwurf von einander entfernt, zwei Reihen von Triumphbogen, ungefähr zwanzig an der Zahl und alle reich mit Seidenstoffen verziert. Hinter und zwischen diesen standen nach runder Schätzung wohl über 40 000 Menschen, alle wie stumm, in ehrerbietigem Schweigen Zeugen

Schultern eine Löwenhaut, um den Hals goldene Ketten und farbige Gurte um den Leib. Ihre Aufgabe war, uns bis zu dem ersten Triumphbogen zu führen, wo vier an Ketten geschmiedete Löwen lagen. Hier stand zu unserem Empfange der oberste Heerführer des Regus mit den drei vornehmsten Männern des Reiches. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Nach einer Weile sahen wir einen alten, ehrwürdigen Priester aus dem königlichen Zelte treten. Er führte, wie wir später hörten, den Titel Cabeata oder Stellvertreter des Herrn und war der Vertraute und Beichtvater des Priesters Johannes. In einem weiten Mantel gehüllt und einen breiten Seidenhut auf dem Haupte, schritt er mit großem Ernst und Achtung gebietender Würde einher. Auf halbem Wege gingen ihm die vier zu unserem Empfang



Missionskirche und Schwesternhaus in M. Telgte (Südafrika).

unseres festlichen Einzuges. In den ersten Reihen standen die Vornehmen des Landes in ihren farbenprächtigen Festgewändern und vor ihnen reichgeschmückte Pferde in so musterhafter Ordnung, daß sie alle eine schnurgerade Linie bildeten und keines um einen Zoll gegen das andere vorstand. Etwa hundert, in feine seidene Oberkleider gehüllte Männer, jeder mit einer Peitsche in der Hand, waren uns entgegengeschickt worden und marschierten nun vor uns her, unter fortwährendem Peitschenknallen die Menge ermahmend, die Bahn für uns frei zu lassen.

Als wir noch etwa einen Bogenschuß von dem roten Zelte entfernt waren, stiegen unsere berittenen Begleiter ab, um ihre Ehrfurcht zu bezeigen und berührten mit der rechten Hand den Boden. Wir alle folgten unwillkürlich ihrem Beispiel. Unterdessen näherten sich uns in schnellem Lauf — so erfordert es jeder Befehl des Regus — etwa sechzig mit Keulen bewaffnete Männer. Sie trugen weiße, seidene Kleider, über den

bereiten Würdenträger entgegen und führten ihn zu uns.

Auf die Frage des Priesters, woher wir kämen, antwortete Don Rodrigo, unser Hauptmann: „Wir kommen zunächst aus Indien, um vom dortigen Statthalter des Königs von Portugal eine Botschaft an den Beherrscher dieses Landes zu überbringen.“ Der Priester überbrachte diese Antwort nach dem roten Zelt, kehrte dreimal zurück, um die gleiche Frage zu stellen und brachte dreimal denselben Bescheid.

Nun fragte er uns wieder, welche Botschaft er seinem Herrn und Gebieter von seiten des Königs von Portugal überbringen solle. Die Antwort Don Rodrigos lautete: „Ich bin mit dieser Gesandtschaft gekommen, um zunächst dem berühmten Herrscher dieses Landes die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen und ihm die Hände zu küssen. Wir danken Gott, daß er uns die Gnade verliehen, hier in Afrika Christen zu finden, die noch früher den christlichen Glauben angenommen haben,

als wir Portugiesen. Auch überbringe ich ein wichtiges Schreiben von meinem Herrn, dem Könige Portugals.“ — Auf diese Rede brachte der Priester den Bescheid, sein Herr und Gebieter heiße uns willkommen; wir möchten bei ihm bleiben und zunächst von unserer Reise ausruhen.

So endete diese unsere erste Unterredung mit dem Regus oder Priester Johannes, dem seine Würde es nicht erlaubte, sich uns persönlich zu zeigen.

Zum Schlusse überreichten wir noch unsere Geschenke. Wie schon früher einmal bemerkt, waren die kostbaren Gegenstände, die König Emanuel zu diesem Zwecke bestimmt hatte, in Goa zurückgeblieben, und wir hatten deshalb als provisorische Präsente folgende ausgewählt: ein Schwert und einen Dolch mit schönen Verzierungen, einen mit Sammt überzogenen Panzer, einen vergoldeten Harnisch, zwei gute Büchsen und vier kleine Feldgeschütze mit etwas Pulver und Blei. Dazu kamen noch zwei kostbare, mit Figuren bemalte Teppiche zur Verzierung der Wände und eine Orgel.

Diese Geschenke also wurden bei diesem Anlaß von uns feierlich überreicht. Sie wurden zunächst in das rote Zelt geschafft und dann unter den Triumphbogen ausgebreitet, wobei ein Hofbeamter die einzelnen Stücke dem Volke zeigte und deren Zweck und Bestimmung erklärte. Zum Schlusse rief er aus, daß alle für die Herstellung der Eintracht und Freundschaft unter den Christen auf Erden Gott danken und zusammen einen Lobgesang anstimmen sollten; wer aber nicht damit einverstanden sei, möge sein Mißfallen kundgeben. Auf dieses hin brach die ganze ungeheure Menge, jung und alt, in ohrenbetäubende Beifallkrufe aus und stimmte einen Preisgesang zu Ehren des Allerhöchsten an.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit führte man uns in ein schönes Zelt, das auf Befehl des Regus für uns aufgeschlagen worden war.

Während wir nun unsere Habseligkeiten in dieses Zelt bringen ließen, nahmen mehrere Diebe einem unserer Diener verschiedene Küchengeräte ab und verwundeten ihn, als er sich zur Wehr setzte, am Schenkel. Da wir aber zum voraus vor solchen Vorkommnissen gewarnt worden waren, wollten wir darüber keine Klage erheben, und dies umso weniger, weil uns der Regus oder Priester Johannes seihen 300 große Weißbrote, viele Krüge Wein und Honig, sowie zehn Dshen zugesandt hatte mit dem Versprechen, weitere fünfzig Dshen und ebensoviele Krüge Wein nachfolgen zu lassen. Am Samstag und Sonntag erhielten wir mancherlei vortrefflich zugerichtete Speisen, darunter ein ganzes junges Kalb in einer mit Früchten und Gewürzen gefüllten Pastete, die so köstlich schmeckte, daß wir nicht genug davon essen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Betehrung.

Schwester Amata, C. P. S.

Missionsstation Citeaux. — Eines Tages fand unser schwarzer Katechet in einem Kafferkraal ein schweres krankes Kind. Er wollte es taufen, die Eltern hätten es auch gerne erlaubt, doch da trat Laisa, die Frau eines protestantischen Predigers, dazwischen und erhob einen gewaltigen Lärm, daß ein katholischer Katechet es wagen dürfe, in den Kraal ihrer Verwandten zu treten und dort gar noch Anstolten treffe, ein Kind zu taufen. Auf

dieses hin mußte der Katechet unverrichteter Dinge weitergehen.

Doch Laisa gab sich damit noch nicht zufrieden. Am nächsten Tage kam sie mit mehreren anderen protestantischen Frauen nach unserer Missionsstation und begehrte zu wissen, weshalb wir Katholiken die kleinen Kinder taufen; diese hätten doch keine Sünde, seien noch ohne Unterricht und wüßten daher gar nicht, was es um die heilige Taufe sei. — Ich ließ sie zunächst ruhig auspoltern und setzte ihr darauf in aller Ruhe die Gründe auseinander, weshalb wir das täten.

Sie schien verblüfft, erwiderte kein Wort und ging in stilles Nachsinnen versunken, schweigend von dannen. Offenbar hatte sie ganz neue Wahrheiten gehört, und es begann in ihrer Seele zu gären. War sie bisher eine überzeugte Protestantin gewesen, so erkannte sie jetzt doch, daß auch wir Katholiken gute Gründe für unseren Glauben hätten.

Nach ein paar Tagen kam sie wieder zu uns, doch diesmal ganz allein, und bat, wir sollten nicht nur das kranke Kind ihrer Verwandten taufen, damit es in den Himmel komme, sondern auch ihr eigenes, denn dieses habe sich eine Erkältung zugezogen und huste. Nun gab es für Laisa eine neue Ueberraschung, denn wir sagten, das schwerkranke Kind ihrer Verwandten wollten wir gerne taufen, nicht aber das ihrige; denn dieses sei nur leicht krank und wir hätten keine Garantie dafür, daß es später auch im katholischen Glauben erzogen würde.

Traurig ging sie von dannen, kam zwar am folgenden Sonntag zu unserem Gottesdienst, ließ sich dann aber nicht mehr bei uns sehen. Den Grund erfuhren wir bald: Ihre protestantischen Verwandten fuhren wie rasend über sie her, als sie hörten, Laisa habe dem katholischen Gottesdienst beigewohnt. Von der Taufe ihres Kindes wollten sie schon gar nichts wissen. Sie drohten, wenn einer dieser „Kömlinge“ es wagen sollte, ihre Wohnung zu betreten, würden sie ihn mit Stockschlägen empfangen, und ihr selbst sollte es nicht besser ergehen, falls sie nur noch ein einzigesmal in die katholische Kirche ginge.

Laisa blieb uns also notgedrungen fern, sie hielt sich aber fortan auch von den Uebungen ihrer Glaubensgenossen zurück, obgleich ihr Mann auf jegliche Weise sie dazu zwingen wollte. Sie lebte still für sich und benützte dabei jede Gelegenheit, Näheres über die katholische Religion, die sie jetzt für die allein wahre hielt, zu erfahren.

Nach einiger Zeit erkrankte ein zweites ihrer Kinder schwer. Sie bat Jeremias, ihren Mann, bringend, von unserer Station den Vater Missionär kommen zu lassen, damit er es taufe. Der Mann weigerte sich dessen entschieden, und so starb das Kind zwei Tage darauf, ohne die hl. Taufe. Laisa wurde halb wahnsinnig und schrie unaufhörlich, ihr Mann habe eine schwere Sünde begangen, er sei schuld, daß das Kind ohne Taufe dahinschied, so daß nun dem armen Kinde der Himmel auf ewig verschlossen sei.

Die Vorwürfe trafen den Mann, der schon seit längerer Zeit kränfelt, schwer. Er versank in dumpfes, tiefes Nachsinnen und brach zuletzt ohnmächtig zusammen. Beinahe den ganzen Tag lag er regungslos da; die Schwarzen jagten schon, er sei gestorben. Gegen Abend kehrte zwar das Bewußtsein zurück, doch noch immer verharrte er in seinem dumpfen, unheimlichen Schweigen. Endlich brach er in die Worte aus: „Hölet mir den katholischen Priester! Bittet ihn, er möge kommen und mich unterrichten!“